

und Welten« aus der Perspektive einer raumbezogenen Sozial- und Kulturforschung wieder aufgegriffen. So diskutiert Jasmin Grande in ihrem Beitrag zur »Moderne im Rheinland« das Mesokonzept der Region als über die politisch-institutionelle Verfasstheit von Räumen hinausweisende »fluide«, das heißt durch Akteurshandeln und binnen- wie transregionale Transferprozesse generierte, kultur- und sozialräumliche Referenzeinheit. Die von Grande betonten methodologischen Desiderate zur vergleichenden Forschung und Historisierung von Raumbezügen greift Stefanie Michels in ihrer historischen Bestandsaufnahme »Düsseldorf und die Welt« auf, in der sie die kolonialen Verbindungen der Stadt und des Rheinlands mit Afrika und Asien im 19. und 20. Jahrhundert unter drei für die Region spezifischen Merkmale bündelt: den »Markt«, die »Ausstellung« und den »Kriegsschauplatz«. Düsseldorf sei zwar, so Michels Befund, im Vergleich zu deutschen Kolonialmetropolen durch eine sekundäre und fragmentierte, darum jedoch nicht weniger in imperial gerahmte Austauschbeziehungen verwobene koloniale Vergangenheit gekennzeichnet, welche allenthalben Spuren im Weichbild der Stadt hinterlassen habe.

Albert Gouaffo widmet sich den Reisetagebüchern, Fotografien und Zeichnungen Marie Pauline Thorbeckes, die von 1911 bis 1913 ihren Ehemann auf einer Expedition ins Grasland begleitete – einer von insgesamt vier Beiträgen im Band, die sich mit dem reichhaltigen text-, bild- und objektbezogenen Nachlass dieses Forscherehepaars befassen. Er unterstreicht den hohen dokumentarischen Stellenwert dieser Zeugnisse aus dem Archiv kolonialer Wissensproduktion und -vermittlung für eine »interkulturelle koloniale Geschichtsaufarbeitung« des Graslandes und schließt mit der Forderung, deutsche Koloniallite-

ratur in den Kanon der kamerunischen Nationalliteratur aufzunehmen.

Insgesamt betrachtet ist es den Autor*innen dieses Bandes sehr gut gelungen, den Zielhorizont einer (post-)kolonialen *histoire croisée* im Hinblick auf erinnerungsgeschichtliche und -kulturelle Prozesse weiter aufzuspannen. In diesem Zusammenhang ist allerdings eine konzise Diskussion und stringente Zusammenführung der – in der Einleitung nur kursorisch gestreiften – theoretisch-konzeptionellen Zugänge zu vermissen. Nichtsdestoweniger bietet diese Publikation gerade wegen ihres Werkstattcharakters informative und forschungsgesättigte Anregungen zu Chancen und Herausforderungen sowie der praktischen Umsetzung einer transdisziplinär und transregional verschränkten Erforschung des Umgangs mit kolonialer Vergangenheit und ihren postkolonialen Implikationen.

Brigitte Reinwald (Hannover)

Eine politische Kulturgeschichte des Selbst im 20. Jahrhundert

Tilman Siebeneichner (Hg.), »Selbstentwürfe«. *Neue Perspektiven auf die politische Kulturgeschichte des Selbst im 20. Jahrhundert* (Veröffentlichungen des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen; Bd. 34), Göttingen (Wallstein) 2021, 190 S., 24,90 €

Der zu besprechende Band geht auf eine Tagung des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen (ZAKN) zurück, die 2016 zu Ehren seines vormaligen Leiters Bernd Weisbrod ausgerichtet wurde. Obschon der regionale Zuschnitt es nicht unmittelbar erwarten lässt, hat sich der ZAKN – nicht zuletzt dank Weisbrods

Zutun – zu einem der innovativsten Diskussionszusammenhänge der bundesdeutschen Zeitgeschichtsschreibung entwickelt. Das kommt ebenfalls in dieser Veröffentlichung zum Ausdruck, die sich einer politischen Kulturgeschichte des Subjekts widmet.

In der Einleitung wirbt der Herausgeber Tilmann Siebeneichner für einen breit gefassten Subjektbegriff, der die historische Offenheit des Selbst betone sowie dem interdisziplinären Charakter der Forschung entspreche. Im Unterschied zu spezifischen Konzepten des Selbst werde dadurch zudem dessen Vielgestaltigkeit heuristisch akzentuiert. Mithin komme es darauf an, das Subjekt nicht bloß als passives Objekt von Herrschaft zu begreifen, sondern seine aktive Rolle bei der (Mit-)Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse in den Blick zu nehmen. In Abgrenzung von einer »Zeitgeschichte des Selbst«, womit nicht zuletzt der gleichnamige, von Pascal Eitler und dem Rezensenten herausgegebene, Sammelband gemeint ist, plädiert Siebeneichner für eine Vergrößerung des zeitlichen Fokus von den ›langen‹ 1970er Jahren auf das gesamte 20. Jahrhundert. Damit verbunden ist ein weiterer Kritikpunkt. Historische Studien zum Selbst befassten sich zumeist mit Themen wie Sexualität und Therapeutisierung. Dagegen spielt Siebeneichner – ohne es explizit zu sagen – die Relevanzkarte aus und schlägt vor, den Fokus auf das Politische sowie auf Gewalt zu legen. Davon verspricht er sich, stärker an etablierte Forschungsbereiche und Fragestellungen anzuknüpfen und den Nutzen subjektivierungsgeschichtlicher Zugänge für das Verständnis des 20. Jahrhunderts unter Beweis zu stellen. Demgemäß seien die acht Beiträge als Interventionen in ein dynamisches Forschungsfeld zu sehen. Im Folgenden werden zunächst die einzelnen Beiträge kurz vorgestellt und danach der Ansatz diskutiert.

Im ersten Teil *Professionalisierung und Politisierung* wird zwei Intellektuellenbiographien nachgespürt. Kerstin Thierler setzt sich kritisch mit dem Historiker Percy Ernst Schramm auseinander, dessen professionelle Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus in scharfem Kontrast stand zur ausgebliebenen ›Aufarbeitung‹ seiner persönlichen Lebensgeschichte im »Dritten Reich«, womit er sich gleichwohl gut eingefügt habe in den vergangenheitspolitischen Konsens der frühen BRD. In verschiedenerlei Hinsicht bildete der von Philipp Kufferath porträtierte Politikwissenschaftler Peter von Oertzen einen Gegenentwurf. Oertzen hatte sich unter dem Eindruck des Krieges von der NS-Ideologie abgewandt und sich später der SPD angeschlossen. Seine Laufbahn als Universitätswissenschaftler und Landespolitiker, die ihn bis in das Amt des niedersächsischen Kultusministers bringen sollte, habe indes situative Rollenwechsel verlangt. Kraft permanenter, ostentativer Selbstreflexion sei es Oertzen gelungen, sein Identitätskonzept des »eigensinnigen Intellektuellen« aufrechtzuerhalten.

Unter dem Titel *Materialität und Materialisierung* wird im zweiten Teil die Bedeutung von Objekten in Museen und Gedenkstätten erörtert. Juliane Haubold-Stolle erinnert daran, dass Dinge Instrument und Ausdruck von Subjektivierung sind. Gerade Objekte der Alltagskultur böten sich an, um in Ausstellungen die Historizität von Selbstentwürfen zu thematisieren. Da sie zudem die Besucher:innen emotionaler und unmittelbarer ansprechen würden als Texte, ergebe sich für historische Museen zugleich die Chance, ein nicht-bildungsbürgerliches Publikum zu erreichen. Jens-Christian Wagner wendet sich Selbstzeugnissen von KZ-Häftlingen zu, genauer gesagt Wandmalereien und Porträtzeichnungen. Diese hätten ihnen dazu gedient,

sich gegen die Entindividualisierung durch die SS zu wehren. Angesichts der seit den 1990er Jahren dominierenden Darstellung der Häftlinge als passive Opfer beleuchteten derlei Selbstzeugnisse ihre aktive Selbstbehauptung, worin ein handlungsorientiertes didaktisches Potenzial liege.

Die Beiträge in Teil drei befassen sich mit *Optimierung und Moralisierung*. Maik Tändler greift die Frage auf, inwiefern die gegenkulturellen Bewegungen der 1970er Jahre zum Aufstieg des Neoliberalismus beigetragen haben. Zur Beantwortung richtet er den Blick auf den »Psycho-boom« und dessen Folgen. So habe sich die Therapeutisierung sowohl anschlussfähig erwiesen an linksalternative Vorstellungen von Selbstverwirklichung als auch an ökonomisch induzierte Formen der Selbstoptimierung. Allerdings bedürfe es weiterer Forschung, um zu einem differenzierten Bild zu gelangen, das aus Konvergenzen nicht vorschnell auf Kausalitäten schliesse. Benjamin Möckel untersucht in seinem Beitrag ethische Konsumpraktiken in Westdeutschland und Großbritannien von den 1960er bis in die 1980er Jahre. Ausgehend vom Konzept des »moral selving« zeigt er eindrücklich, dass es sich hierbei eher um eine Fortführung denn einen Bruch mit etablierten Formen individueller Selbstinszenierung qua Konsum gehandelt hat, die sich einer simplen Dichotomie wie Konsumentendisziplinierung versus Konsumentenmacht entzögen.

Die Autoren des vierten Teils widmen sich dem Zusammenhang von *Gemeinschaft und Gewalt*. Tilmann Siebeneichner betrachtet die Selbstinszenierung britischer Söldner in autobiographischen Schriften seit den 1960er Jahren. Vor dem Hintergrund der globalen Renaissance des Söldnerwesens im Zuge des »War on Terror« fragt er nach der Bedeutung von Gewalt im paramilitärischen Milieu

sowie nach ihrer Legitimation durch die Akteure selbst. Das Ausüben ebenso wie das Aushalten von Gewalt habe den Kern einer »warrior masculinity« gebildet. Zugleich habe man sich durch das Insistieren auf der eigenen Professionalität beim Töten von einer exzessiven Gewaltanwendung distanziert. Im letzten und mit Abstand längsten Beitrag erörtert Hanno Knoch die Metapher der »Kälte« im Werk von Theodor Adorno. Dafür zeichnet er ihre Verwendung in der Kulturkritik der Jahrhundertwende und bis in die 1950er Jahre nach. Habe sie für Adorno anfangs nur eine geringe Bedeutung gehabt, sei sie im Spätwerk in das Zentrum seines Denkens gerückt. Der Begriff der »bürgerlichen Kälte« habe Adorno in den 1960er Jahren dazu gedient, Auschwitz als Umschlag der Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft in das absolut Negative zu begreifen und so in Einklang mit seiner post-marxistischen Gesellschaftstheorie zu bringen. Abschließend diskutiert Knoch, wie Adornos Theorie sich zu Befunden der NS-Täter:innenforschung verhält.

Wenngleich die gut lesbaren Beiträge die Spannweite an potenziellen Gegenständen und Fragestellungen einer Geschichte des Selbst nachhaltig vor Augen führen, überzeugt der Sammelband insgesamt nur bedingt. So kann bloß bei einem Teil der Texte von historischer Subjektivierungsforschung die Rede sein, vor allem bei Tändler und Möckel. Bei anderen handelt es sich hingegen um biographische Studien oder um ideengeschichtliche Abhandlungen zur Subjektphilosophie. Das allein sagt zwar noch nichts über ihre Qualität aus, dennoch verwundert es, dass dieser Umstand an keiner Stelle reflektiert wird. Generell greifen die Autor:innen die konzeptionellen Überlegungen des Herausgebers kaum auf, was zugegebenermaßen für einen Tagungsband mit

Festschriftcharakter nichts Ungewöhnliches ist. Allerdings lässt sich nach der Lektüre schwerlich sagen, wie weit der Ansatz einer politischen Kulturgeschichte des Selbst trägt und worin er sich von konkurrierenden Ansätzen unterscheidet. Zunächst einmal fällt auf, dass sich trotz gegenläufiger Programmatik das Gros der Beiträge mit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts befasst. Ohne einer zeitlichen Beschränkung das Wort reden zu wollen, scheint das forschungspragmatisch durchaus plausibel. Zum einen wurde Individualität ab den 1960er Jahren zur gesellschaftlichen Norm und dementsprechend breit thematisiert, zum anderen kann man dank der schon existierenden Forschung auf empirisches Wissen aufbauen und sich an etablierten Thesen abarbeiten, was bei früheren Epochen noch nicht in demselben Maß der Fall ist. Des Weiteren beschäftigen sich zwar alle Beiträge in unterschiedlichster Weise mit dem Politischen. Dabei unterscheiden sie sich jedoch nicht grundlegend von bisherigen Arbeiten zum Selbst, die dem Politischen genauso in der Therapeutisierung oder in der Sexualität nachspüren. Vielmehr wird an der Einleitung deutlich, dass sich in der Geschichte des Selbst zwei divergierende Ansätze herauskristalisieren, die sich weniger in theoretischer oder methodischer Hinsicht unterscheiden, sondern primär an der Frage des Verhältnisses zur allgemeinen Geschichtswissenschaft entzweien: Der eine Ansatz favorisiert eine kulturgeschichtliche, auf die Ebene der Repräsentation begrenzte Perspektive, die sich vornehmlich an Themen und Fragestellungen der Politik- und Gesellschaftsgeschichte orientiert. Zweifels- ohne erhöht das die Anschlussfähigkeit, aber häufig um den Preis (subjekt-)theoretischer Inkonsistenzen. Der andere Ansatz nimmt erklärtermaßen eine post-strukturalistische Perspektive ein, die

stärker nach den Effekten von Macht auf das Selbst fragt und dabei auf Performativität und Materialisierung abhebt. Wenngleich sie mitunter weniger anschlussfähig erscheint, kann der Nutzen einer historischen Subjektivierungsforschung ebenso darin liegen, zu irritieren, neue Themen und Fragestellungen zu generieren, und dergestalt unser Verständnis des 20. Jahrhunderts zu bereichern. Unabhängig davon, welchen Standpunkt man einnimmt, ist eine solche Ausdifferenzierung des Forschungsfeldes als Anzeichen für seine fortschreitende Etablierung zu begrüßen.

Jens Elberfeld (Halle)

Ein mikrohistorischer Streifzug durch Europas Norden der Frühen Neuzeit

Martin Schaad, Der Hochverrat des Amtmanns Povel Juel. Ein mikrohistorischer Streifzug durch Europas Norden der Frühen Neuzeit, Bielefeld (transcript) 2020, 252 S., 39 €

In seiner mikrohistorischen Studie zu einem Rechtsfall aus dem Jahr 1723 beschreibt Martin Schaad die Verurteilung und Hinrichtung des wegen Hochverrats angeklagten Amtmanns Povel Juel in Kopenhagen. Schaad untersucht den Fall aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Perspektiven und unter Verwendung von verschiedenen Methoden, um abschließend die Frage zu diskutieren, ob Juel sich tatsächlich des Hochverrats schuldig gemacht hat.

Schaads Interesse an der Schuldfrage überrascht und muss als Ausdruck des revisionistischen Anliegens seiner Studie gelesen werden. Er will explizit eine Alternative zur gängigen Ausformung historischer Studien vorlegen, die den